

dtv

DOROTHY BAKER

Ich mag
mich irren,
aber ich finde
dich fabelhaft

ROMAN

Aus dem amerikanischen Englisch
von Kathrin Razum

Mit einem Nachwort
von Gary Giddins

dtv

Das Zitat auf Seite 12 aus Thomas Manns Novelle
›Tonio Kröger‹ wurde der Ausgabe im S. Fischer Verlag,
Frankfurt/Main 1973, S. 26, entnommen

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher:
www.dtv.de**



Deutsche Erstausgabe 2017
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 1938 by Dorothy Baker
Copyright renewed © 1990 by Howard Baker,
Joan Fry and Ellen Ruoo
Nachwort © 2012, 2017 by Gary Giddins
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
›Young Man with a Horn‹
Erschienen bei The New York Review of Books
© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Gesetzt aus der Stempel Garamond und der Avant Garde
Satz: Greiner und Reichel, Köln
Druck und Bindung: CPI books GmbH
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28135-5

Für
Raymond Branson Dodds
und
Alice Gray Dodds

*Dieser Roman wurde durch die Musik,
nicht aber das Leben eines großen Musikers inspiriert,
des 1931 verstorbenen Leon (Bix) Beiderbecke.
Die Figuren und Geschehnisse in diesem Buch
sind frei erfunden und beziehen sich nicht auf reale
Musiker oder tatsächliche Begebenheiten.*

Prolog

Ich habe beschlossen, Rick Martins Lebensgeschichte aufzuschreiben, jetzt wo alles vorbei ist, wo Rick hinüber und, wie man so schön sagt, zur letzten Ruhe gebettet ist.

Die grundlegenden Fakten sind schnell erzählt. Rick kam in Georgia zur Welt, fünf oder zehn Minuten bevor seine Mutter starb und rund zehn Tage bevor sein Vater sich aus dem Staub machte und ihn bei seiner siebzehnjährigen Tante und deren Bruder zurückließ. Diese beiden schlugen sich acht Jahre später nach Los Angeles durch und nahmen Rick mit, und dort wuchs er so auf, wie es ihm offenbar bestimmt war. Er lernte Klavierspielen, indem er auf den Klavieren in Kirchen und Gasthäusern herumklimperte – überall, um genau zu sein, wo es ein Klavier gab, an das er herankam und auf dem er herumklimpeln konnte. Und weil er im Blut hatte, was immer man zum Musikmachen braucht, wurde er schon als Jugendlicher ein sehr guter Pianist. Aber das Klavier war nicht ganz das richtige Instrument für ihn, und so wandte er sich schließlich dem Blech zu – er erarbeitete sich das nötige Geld, um sich eine Trompete zu kaufen. Und dann lernte er diese Trompete zu spielen, und diesmal war es das richtige Instrument. Er lernte viel von Art Hazard, dem großen Negertrompeter, aber das erklärt nicht, warum er so gut wurde.

Er spielte in fünf- oder sechsköpfigen Bands rund um Los Angeles, und eines Tages wurde er von Lee Valentine entdeckt, der seinen Ohren kaum traute. Valentine, der auf Tournee war und in Lichtspieltheatern im ganzen Land auftrat, war von dem schwarzen Bandleader Jeff Williams auf Ricks Fährte gesetzt worden, der nämlich hatte Rick als Jungen in Los Angeles gekannt und als vielversprechenden Kandidaten für eine gute weiße Band in Erinnerung behalten. Lee Valentine fackelte nicht lange, er verpflichtete Rick und nahm ihn mit nach New York.

Er war eine Sensation, vor allem unter Musikern. Eine solche Sensation, dass es nicht lange dauerte, bis Phil Morrison, der damals das beste der großen Orchester leitete, ihn kaufte, und dann war er bei Mr. Morrison eine Sensation. Er liebte seine Arbeit. Er hatte eine Gabe und wusste es. Er ließ nicht nach, spielte unermüdlich, Abend für Abend, und wenn er mit dem Tanzorchester fertig war, traf er sich mit anderen Musikern aus anderen Bands, die herausfinden wollten, wie weit sie gehen konnten, und die restliche Nacht gab er dann alles.

Er ging zu weit. Er schlief nicht und aß nicht, denn es gab so viel anderes zu tun. Zum Beispiel konnte er trinken, und ehe er sich's versah, trank er fast ununterbrochen, um alles andere am Laufen zu halten. Aber wie sich zeigte, ging diese Rechnung nicht auf, und er beschloss seine Zeit auf Erden, ehe er dreißig war. Betrauert wurde er, das sollte ich vielleicht hinzufügen, von fast niemandem außer mir und zwei Negern, Jeff Williams und Smoke Jordan. Es gab da noch eine Frau namens Amy North, aber was sie fühlte, ist schwer zu

sagen. Ich nehme an, der eine oder andere Musiker bedauerte Ricks Tod, aber es ist nur eine Frage der Zeit, bis er völlig vergessen sein wird. Eines Tages werden selbst seine Platten am Ende sein und nichts anderes mehr hervorbringen als das Kratzen der Nadel. Dann wird Rick Martin wirklich tot sein, mausetot, und daran will ich gar nicht denken.

Das ist die ganze Geschichte, und sie lässt sich keinesfalls als Variation des großen tragischen Motivs betrachten; sie schildert nicht den Niedergang eines edlen Menschen von hohem Stand – Rick Martin war nie auch nur ansatzweise von hohem Stand, auch wenn er eine Zeit lang viel Geld verdiente. Doch es ist eine Geschichte, die den Klang der Wahrheit hat, und den einen oder anderen Beiklang noch dazu. Es ist eine Geschichte über mehreres – über die Kluft zwischen den musikalischen Fähigkeiten dieses Mannes und seiner Unfähigkeit, diese in sein Leben zu integrieren; über den Unterschied zwischen den Anforderungen des künstlerischen Ausdrucks und den Anforderungen des täglichen Lebens, und schließlich über den Unterschied zwischen Gut und Schlecht in einer originär amerikanischen Kunstform, dem Jazz. Denn es gibt in dieser Musik Gutes und Schlechtes. Es gibt die gefällige Musik, die in den Tanzsälen der Hotels zum Besten gegeben wird, und es gibt die Musik, die aus einem inneren Drang heraus entsteht und nicht für Geld zu haben ist.

Die Geschichte endet mit dem Tod. Unser Mr. Martin steuerte ab dem Moment, wo er herumzuklimpern begann, auf den Abgrund zu. Ich sollte nicht herumklimpern sagen, denn es war ihm von Anfang an ernst damit. Rick Martins

Musik hatte immer ein selbstzerstörerisches Element. Er erwartete zu viel von ihr, und er näherte sich ihr aus einer zu tiefen Not. Und das, was er erwartete, fand er letztlich nie. Vielleicht hätte er es in einer anderen Art von Musik finden können, aber er hatte keine Ausbildung und auch sonst keine Möglichkeit, eine andere Art von Musik kennenzulernen. Also blieb er beim Jazz und bei dem nervösen, verrückten Leben, das damit einhergeht. Und er machte etwas Gutes daraus, ja aus seinem eigenen Trompetenspiel machte er sogar etwas ganz Erstaunliches, mit dem er nicht einmal selbst mehr Schritt halten konnte. Auf seine Weise glich er Tonio Kröger, Manns genialem, verwirrtem Dichter, von dem es heißt, »er arbeitete nicht wie jemand, der arbeitet, um zu leben, sondern wie einer, der nichts will als arbeiten, weil er sich als lebendiger Mensch für nichts achtet, nur als Schaffender in Betracht zu kommen wünscht«.

Das sind nun starke Worte, die, so sollte man meinen, auf einen Dichter wie Tonio Kröger viel eher zutreffen als auf den Mann, der für Phil Morrison eine heiße Trompete spielte. Aber ich sehe das nicht so, und genau deshalb fasziniert mich Ricks Geschichte. Schaffensdrang ist und bleibt Schaffensdrang, egal wo man ihm begegnet. Rick tat das, was er tun konnte, so gut, dass ich für meinen Teil nie wieder seinen Namen werde hören können, ohne Gänsehaut zu bekommen.

Aber man muss vorsichtig sein, wenn man diese Sichtweise vertritt, sonst gilt man schnell als elitär. Tanzmusik sollte in ihren eigenen Begriffen kritisiert werden, doch diese eigenen Begriffe fügen sich zu einem solchen Kauderwelsch, dass kein Außenstehender die Fachsimpelei versteht. Wie kann

man vermitteln, welche Gabe Rick besaß und wofür er stand, ohne irgendwann fremdes Terrain zu betreten?

Man könnte Ricks Leben natürlich fiktionalisieren und eine vorhersehbare, kommerzielle Geschichte über einen gut aussehenden jungen Mann schreiben, der eine gute Schule besucht und dann, seiner musikalischen Neigung folgend, nach New York geht, wo er sich einem großen Tanzorchester anschließt. Man könnte ihn ein-, zweimal Marihuana rauchen lassen, nur so zum Spaß, könnte erzählen, wen er liebt und derlei mehr. Er könnte in einer der heiligen Hallen des Kapitalismus Tanzmusik spielen, dem Waldorf-Astoria zum Beispiel, und dort zwischen zwei Sets die Tochter irgendeines Magnaten kennenlernen, es wäre wahre Liebe, und unser Mann müsste nie wieder auch nur einen Abend lang Tanzmusik spielen, sondern könnte fortan Abend für Abend glücklich verheiratet an Deck der Yacht seiner Frau liegen, bis ans Ende seines langen und behüteten Lebens.

Aber das geht nicht. Das hier muss die Geschichte eines jungen Mannes sein, der, ohne selbst genau zu wissen, was es war, die Gabe besaß, eine so natürliche und fließende Musik zu erschaffen wie die von – ach, sagen wir Bach. Rick Martin ließ sich nie darauf festnageln, genau das zu spielen, was für ihn notiert war; er saß da und fügte sich in das allgemeine musikalische Geschehen, aber wenn er selbst an der Reihe war, oder wann immer sich eine Gelegenheit ergab, legte er los und erfand aus dem Stegreif eine so einfallsreiche, frische Musik, wie sie nur je ein Mensch ersann.

Unser Mann ist, das muss ich leider sagen, ein Künstler und schleppt den entsprechenden problematischen Ballast

mit sich herum, eine Künstlerseele. Doch was mit dieser einhergehen sollte – es vermutlich allerdings nur selten tut –, nämlich die Fähigkeit, den Körper zu disziplinieren, während der Geist sein darf, was er sein muss, das fehlt ihm. Und so verkommt er, und zwar nicht nur ein bisschen. Er geht auch hier in die Vollen, und es kostet ihn das Leben.

Erstes Buch

Vielleicht hätte er sich von vornherein nicht mit Negern einlassen sollen. Es bescherte ihm eine merkwürdige Sicht auf die Dinge, und die wurde er nicht mehr los. Ein Faible für undisziplinierten Ausdruck, eine direkte, leidenschaftliche Herangehensweise, eine lautstarke Ungezwungenheit, die ihm in seinem späteren Umgang mit Menschen seiner eigenen Rasse letztlich nicht von Nutzen war, mit jenen, die von der Zivilisation zurechtgestutzt worden sind, sich beherrschen können und das spielen, was auf dem Blatt steht. Aber was er hätte tun oder nicht tun sollen, ist jetzt nicht mehr von Bedeutung.

Von seinem achten Lebensjahr an lebte er in Los Angeles – in einem Teil von Los Angeles, wo weder das Klassenbewusstsein noch überhaupt irgendeine Art von Bewusstsein sonderlich ausgeprägt war. Er wohnte mit seiner Tante und seinem Onkel (Bruder und Schwester, nicht Mann und Frau) in einer Mietwohnung und hatte in einem leeren Abstellraum am Ende des Flurs sein eigenes Bett. Einen Großteil der Zeit war er allein. Sein Onkel arbeitete in einem fleischverarbeitenden Betrieb und seine Tante in einer Hosenfabrik. Die Beschäftigung seiner Tante brachte ihm, wenn Anlass dazu bestand und sich alles gut fügte, immer mal wieder eine schöne Hose ein, und sein Onkel bezahlte die Miete und besorgte einen Teil des Essens. Weder Onkel noch Tante waren mehr

als ein, zwei Abende pro Woche zu Hause. Sie führten ihr eigenes Leben.

Rick dagegen war fast immer zu Hause. Er las unentwegt Bücher aus der Leihbibliothek, wahllos. Er las sie schnell, eins nach dem anderen, der Inhalt spielte keine Rolle. Es war, als hätte man ihm gesagt, wenn er nicht wenigstens ein Buch pro Tag lese – egal was für eins –, werde ihm etwas ziemlich Unerfreuliches zustoßen. Und so wäre es wohl auch gekommen: Wenn er sich nicht mit Lesen beschäftigt hätte, wäre er beim Gedanken daran, dass er fast nie zur Schule ging und was wohl passieren würde, wenn er dort wieder auftauchte, krank vor Sorge geworden.

Tatsächlich hätte jeder, der ihn kannte, das Gleiche gesagt, nämlich dass er in der Schule einfach keine große Leuchte war – ihm fiel nie auf Anhieb ein, was sieben mal sieben ergab. Er war auch nicht besonders gut darin, den Finger auf die Stelle zu legen, wo der Nil entsprang, oder mit Überzeugung zu sagen, in welche Richtung der Nil floss oder welche Länder er bewässerte, und er hätte nicht mal eine Vermutung dazu abgeben wollen, wie viele Tonnen Sediment der Fluss im Laufe eines Jahres im Delta ablagerte. Selbst wenn es um den Mississippi ging, sah das nicht besser aus. Auswendiglernen konnte er jedoch wie der Blitz. Das heißt, er konnte alles auswendig lernen, was einen gewissen Schwung hatte, was er rhythmisch zu fassen bekam. Aber das half ihm auch nicht weiter. Als sie einmal die Hausaufgabe bekamen, die erste Strophe von ›Die Stunde der Kinder‹ auswendig zu lernen, las er das ganze Gedicht vier- oder fünfmal durch, dann hatte er es im Kopf. Und am nächsten Tag lief erst mal alles gut:

Als er an der Reihe war, stand er auf und rezitierte die erste Strophe fehlerfrei, nur vergaß er dann aufzuhören, er sagte auch die zweite Strophe auf und näherte sich der dritten, als der Lehrer sagte: »Setzen. Das hast du ja wohl schon an einer anderen Schule gelernt.«

Und so ging es die ganze Grundschule hindurch; nie schien er auf dem richtigen Fuß loszumarschieren. Er war kein Rabauke, wusste sich durchaus zu benehmen, aber irgendwie kam er einfach nicht recht in Gang, und mit der Zeit wurde es immer schwieriger. Versetzt wurde er trotzdem. Alle wurden trotzdem versetzt. Es war keine leistungsstarke Schule; die Mexikaner lernten nicht gut Englisch, die Nigger machten zu viel Blödsinn, und die Amerikaner schienen nicht aus den richtigen Verhältnissen zu kommen. Die Japaner allerdings – die Japaner waren blitzgescheit, helle Köpfe, sie schlossen die Schule allesamt magna cum laude ab. Ricks Tante ließ zur Abschlussfeier eine weiße Hose für ihn mitgehen.

An der Highschool, wo es hätte besser laufen sollen, lief es noch schlechter. Sein erstes Jahr an der Highschool unterschied sich in einem wichtigen Punkt vom letzten Grundschuljahr: Rick blieb nicht mehr zu Hause und las seine Bücher, sondern er verbrachte seine Zeit in der All Souls' Mission am Washington Boulevard, nicht weit von der Central Avenue, und probierte dort auf dem Klavier herum. Das ging an seinem ersten Highschool-Tag los. Die Anmeldung lief nicht gut. Er stand fast den ganzen Tag im Flur vor dem Zimmer des Direktors, und als er schließlich an die Reihe kam, war er völlig durcheinander. Höflich, aber verständnislos hörte er sich das Kauderwelsch an – Hauptfächer, Neben-

fächer, Pflichtfächer, Leibesübungen, Werkunterricht. Und dann kam der Direktor, oder vielleicht war es auch nur der Fachberater, endlich zur Sache. Die Sache war nämlich die, dass die Schüler schon jetzt entscheiden sollten, welche Richtung sie ihrem Leben geben wollten. Sie konnten zum Beispiel den kaufmännischen Zweig wählen – Schreibmaschinenschreiben, Kurzschrift, Buchhaltung und so weiter – und später ins Geschäftsleben eintreten; oder sie konnten sich für einen Lehrberuf entscheiden – Automobilmechanik, Radiotechnik, Holzbearbeitung, Was-weiß-ich. (Heute gibt es an dieser Schule sogar einen Kurs namens Kosmetologie, aber davon wusste man damals noch nichts. Nicht einmal Marcel-Ondulation hatte sich durchgesetzt.) Wenn ein Schüler wiederum einen akademischen Beruf ergreifen wollte – Mediziner, Jurist, Theologe, Lehrer oder was es noch so alles gab –, wählte er tunlichst den allgemeinen College-Vorbereitungszweig. Rick, der einen guten Eindruck machen wollte, sagte spontan: »Das mache ich.«

»Was?«, fragte der Berater.

»Die allgemeine College-Vorbereitung«, sagte Rick höflich, und der Erwachsene notierte: Edward Richard Martin, allgemeine College-Vorbereitung.

»Das wäre es dann erst mal, Edward. Komm morgen um halb neun in den Raum 202 im zweiten Stock.«

Rick ging. Er wusste, dass er wieder auf dem falschen Fuß begonnen hatte, und erwog vage, umzudrehen, seine Schaumschlägerei zuzugeben und sich wie ein Mann für einen ehrlichen Beruf einzuschreiben. Er ging langsamer und noch langsamer, und als er schließlich gar nicht mehr vom Fleck